

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1907**

257 (4.11.1907) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 51

Durch wessen Hand.

Kriminalroman von Friedrich Thieme. (Nachdr. verb.)

Der Diener sprach die Wahrheit. Wolfgang Born hatte den Assessor zu sprechen verlangt, um sich ihm als Täter erkennen zu geben. Von dem ungläubig lauschenden Beamten ins Verhör genommen, schilderte er ausführlich den ganzen Hergang, die Leidenschaft für Isa habe ihn ganz gefangen genommen, er habe gefühlt, daß er ohne sie nicht leben könne und entweder er oder sein Rivale zuviel in der Welt sei.

Ulrich wußte nicht, ob er wache oder träume. Was ihm am meisten auffiel, war die kaltblütige Art, in welcher der doch bis dahin für so achtenswert geltende Mann seine grausige Tat erzählte. Nachdem Born geendet, hob der Assessor hervor, der Ingenieur mache ihm gar nicht den Eindruck eines von den Trümmen gepeinigten Verbrechers.

„Ich bin mir selbst ein solches, Herr Assessor.“ „Wenn Sie wirklich die Wahrheit berichtet, Herr Born — was in aller Welt hatte dann Isa von Mednau nachts im Walde zu tun?“ „Ich weiß es nicht.“ „Dann sind Sie wohl ihr Komplize, die ausführende Hand gewesen?“ „Sie hatte keine Ahnung von meiner Absicht, durfte keine haben.“

Der Assessor betrachtete ihn mit unverhohlener Bewunderung. „Sagen Sie mir noch eins, Herr Born, wo haben Sie den Revolver hergenommen, den Sie zur Ausführung Ihres Vorhabens benötigten?“ „Den Revolver? Den habe ich mir gekauft.“ „Wo und wann?“ „Ich schon lange, schon vor Jahren. Wo, weiß ich nicht genau mehr, ich habe in Erfurt.“ „So, so — Georg Böllnitz ist nun aber mit einem Revolver erschossen worden, den Rober erst vor einiger Zeit hier im Orte erworben hat.“ Born starrte verdutzt den Assessor an. „Da sehen Sie, was Ihr Geständnis wert ist,“ rief der Assessor mit der Spur eines Lächelns in den ernsten Zügen. „Sie haben über Nacht die ganze Gefahr erwogen, in welcher Isa von Mednau schwebt, und wollen sich für sie opfern.“

„Das ist nicht wahr.“ „Ich durchschaue Ihren Plan. Immerhin kommt mir Ihre Handlung sehr zur Unzeit, auch für Sie selbst, sie trägt eine neue unliebsame Komplikation in den Prozeß. Sie haben es sich selbst zuzuschreiben, wenn Sie nun noch in Haft bleiben müssen.“ „Ich darf nichts anderes erwarten. Erst verhaftet man mich als des Mordes verdächtig, und wenn ich dann, in mich gehend, der Wahrheit die Ehre gebe, zweifelt man an der Aufrichtigkeit meiner Darstellung.“ „Merding.“

„Ich habe aber den Tatbestand erzählt, wie er sich wirklich zugetragen. Zweifeln Sie aber nicht, Herr Assessor, ich bin der wahre Mörder und bereit, die Folgen meines Bekenntnisses zu tragen!“

„Dabei beharrte Wolfgang, so daß der ungläubige Beamte nichts anderes zu tun vermochte, als ihn wieder ins Gefängnis bringen zu lassen. In seinem Innern blieb er von dem Gegenteil der Behauptung Borns überzeugt. Der Akt bedeutete ein heroisches Opfer der Liebe, weiter nichts! Vielleicht hoffte der Ingenieur, Isa werde infolge seines Geständnisses freigelassen werden und die Flucht ergreifen; sobald sie sich in Sicherheit befand, würde er dann seine Worte widerrufen und das Motiv seines Handelns erklären.“

So glaubte Ulrich — und doch durfte er als Jurist und berufener Verfolger des Unrechtes die Möglichkeit der Angaben des Gefangenen nicht ganz von der Hand weisen. Er wollte Isa darüber hören — war sie die Schuldige, so mußte das edle Beginnen des jungen Mannes eine tiefe Wirkung auf sie hervorbringen. Er begab sich persönlich zu ihr in die Zelle, wo er das junge Mädchen auf ihrem einzigen Stuhle zusammengesunken fand, die Lider geschloffen, den Kopf gegen die linke Wand gedrückt. Unendliche Trauer und Sorge wohnten gewiß in ihrem Herzen, obgleich sie weder laut klagte und weinte, noch sich aufgeregt geberdete. Sie zeigte jene ergebungsvolle Müdigkeit, wie die vollständige Gebrochenheit der Seele solche erzeugt.

Bei dem Eintritt des Assessors erhob sich Isa überrascht, und wie es schien, auch durch die Störung unangenehm berührt, von ihrem Pläze.

„Sie — Sie kommen selbst, Herr Assessor?“ stammelte sie, betroffen ihr verwirrtes Haar aus der Stirne streichend.

„Ja, Fräulein, um Ihnen eine sehr befremdliche Mitteilung zu überbringen.“

„Bitte.“

„Herr Ingenieur Born hat sich soeben zu dem Verbrechen, dessen auch Sie verdächtig sind, bekant.“

„Mit starrem Entsetzen im Blick stand Isa da. Erst nach geraumer Weile fand sie Worte und wiederholte leise und bebend: „Zu dem Verbrechen bekant?“

„So ist es.“

„Herr Born?“ Ihre Lebensgeister wachten mit einem Male wieder auf. Ein tiefes Rot färbte die so bleichen Wangen. „Er hat sich selbst bezichtigt, der Mörder zu sein.“

„Und alle Eigenschaften der Tat befundet.“

„Er lügt,“ rief Isa mit erhobener, volltönender Stimme, „er ist unschuldig, und er weiß es wohl!“

„Wie können Sie das behaupten! So habe ich Sie schon einmal gefragt?“

Das junge Mädchen wandte sich einige Augenblicke von ihm ab. Wer konnte sagen, was währenddessen in ihrem Innern vorging und auf ihrem Antlitz sich widerspiegelte? Bemühte sie sich, ihrer Bestürzung Schranken zu setzen, ihre Aufregung zu bemeistern, oder rang sie mit einem Entschlusse, welcher bestimmt war, endlich das Dunkel zu erhellen, und allen Zweifeln des Untersuchungsbeamten ein Ende zu bereiten? Ulrich harrete geduldig, er hegte das Bewußtsein einer bevorstehenden kritischen Minute.

Anscheinend irrte er sich.

Als Isa, immer noch von ihm wegewardt, zu ihm sprach, sagte sie nur: „Der Edle glaubt mich schuldig und denkt sich für mich zu opfern.“

„Wer kann hier sagen, was Wahrheit ist,“ erwiderte Ulrich skeptisch und ausweichend.

„Sie glauben ihm doch nicht?“ fuhr die junge Dame besorgt fort, jetzt wieder zu ihm herblidend, mit einem Ausdruck unfagbarer Angst in den Zügen.

„Warum nicht?“

„Weil er behauptet, was nicht ist — Sie müssen ihn in Freiheit setzen, er leidet schuldlos!“

„Sein Geständnis scheint nicht ohne weiteres abweisbar.“

„Eigensinn“, das jede Frau sich selbst komponiert auf Grund genauer Kenntnis ihres Wesens und ihres Körpers, ihrer Vorzüge und Schwächen. Die jungen Mädchen müssen natürlich alle schneiden lernen, um die Herstellung dieses Eigenkleides überwachen zu können. Die Mode darf sich nur auf Farbe und Beschaffenheit erstrecken, über Form und Schnitt muß der individuelle Bedarf entscheiden. Freilich wird es den Krägerinnen der neuen Kleidung — es liegt eine gewisse Tragik darin, daß sie häufig sehr wenig Geschmack haben — nicht leicht gemacht, ihre Pionierrolle zu spielen. Dem Spott der Straßensjugend halten sie leicht Stand, gegenüber dem Getuschel der sogenannten Gesellschaft aber sprechen sie oft die Waffen. „Frauen sind hart miteinander,“ sagt Ostar Wilde.

Anarrende Stiefel kommen in unserer Zeit der reisbaren Herren immer mehr in Verruf. Sie können den Träger zur Verzweiflung bringen und seine Umgebung in die bössartigste Laune versetzen. Und niemand weiß bestimmt zu sagen, wodurch das mißtönende, aufregende Geräusch verursacht wird. Es gibt Schuhe und Stiefel, die nur bei trockenem Wetter knarren, und andere, die auch bei Regenwetter, überhaupt immer, widerwärtigen Lärm machen. Jedenfalls scheint das Geräusch aber nachgerade allgemein als ein schlimmer Uebelstand empfunden zu werden, denn bei der dritten Jahreskonferenz des Nationalen Bundes der englischen Fachvereine der Schuh- und Stiefelverkäufer wurde nach der „Köln. Ztg.“ einem zugezogenen Manne der Wissenschaft unter anderem die Frage vorgelegt, ob er erklären könne, wie das Knarren der Schuhe entstehe. Professor Procter erwiderte, das Geräusch erkläre sich vielleicht dadurch, daß Oberleder und Sohlen einigermassen locker seien, und das Knarren die Folge einer gewissen Reibung sei. Uebrigens sei dieses Knarren ja früher Geschmacksache gewesen und es sei auch heute noch hier und da beliebt. Wenigstens wisse er von einer großen Schuhfabrikantenfirma in Northampton, die eine bedeutende Bestellung für den Emir von Afghanistan erhalten habe, wobei ausdrücklich zur Bedingung gemacht wurde, daß die eine Hälfte der zu liefernden Stiefel knarren müßte und die andere nicht knarren dürfte. Ob die knarrenden Stiefel zur Parade und sonstigen Festgelegenheiten und die nichtknarrenden für den aktiven Dienst bestimmt waren, ist eine Frage, die der Phantasie des Lesers und der Feststellung späterer Forschungsreisenden anheimgestellt bleibt. — Der Volksmund legt, wie viele Leser wissen werden, dem knarrenden Stiefel scherzhaft die Bedeutung bei, daß sie noch nicht bezahlt seien.

Aus den Witzblättern.

„Jugend.“

Moskauer Polizei. „Was ist denn das für eine neue Einrichtung, einzubringen, ohne die Polizei vorher ins Vertrauen zu ziehen? Ihr wolltet wohl die ganze Beute allein einstecken, ihr Gauner?!“

Beim Turnen bekommen zwei junge Leute den Auftrag, eine Reststange herbeizuholen. Untertwegs entleitet sie den Händen des einen, worauf ihn der Unteroffizier also anspricht: „Natürlich, ob's nicht wieder das faule Schwein ist! Beim Pressen ist er immer vorne weg, aber wenn er mal sonst etwas anfangen soll, läßt er's fallen. Und dabei hat der Kerl Finger, daß er mit Kommissbrotten Sechshundsechzig spielen könnte!“

Komische Situationen. Wenn wir einer geschiedenen Frau irrkümmlich sagen: „Bitte, Ihrem lieben Mann unsern Gruß zu bestellen!“

Wenn wir bei einem weltberühmten Gentleman in dem Augenblicke eintreten, wenn er von seiner Frau ein elender Schurke geheißen wird.

Druck von G. & C. e., Karlsruhe i. W.

Landwirtschaftlicher Ratgeber. Säubert das Kartoffelfeld nach der Ernte! Beim Kartoffelbau muß die Säuberung des Ackerbodens nach der Ernte von allem, was von der Kartoffelstange zurückgeblieben ist, als eine für die Gesundheit späterer Kartoffelkulturen wichtige Maßregel gelten. An dem Kartoffelkraut haften allerlei Pilzkeime, die unter Umständen später schädlich wirken können, wie die Phytophthora und das Sporidiesmium, auch die Eier von Blattläusen und Kartoffelwanzen. Daher ist das übliche Verbrennen des Kartoffelkrautes nach der Ernte eine in jeder Beziehung zweckmäßige Maßregel. Noch viel wichtiger aber ist es, daß man, wenn bei der Kartoffelernte faule und kranke Kartoffeln gefunden werden, dieselben nicht auf dem Felde zurückläßt, wie das gewöhnlich geschieht, weil damit der Ackerboden verunreinigt wird mit der Unmasse von neuen Erregern der Kartoffelfäule, welche in den faulen Knollen entstanden sind. Man sortiere gleich beim Ausheben der Kartoffeln auf dem Felde die kranken von den gesunden und bringe auch die ersteren zum Felde weg; sie sind noch verwertbar zur Brennerei, sowie zum Einfäuren als Futter.

Landwirtschaftlicher Ratgeber.

Das Umgraben des Gartens im Herbst erweist sich als äußerst zweckmäßig: Der Boden friert besser aus, wird lockerer und fruchtbarer, und gleichzeitig werden beim Umgraben mancherlei Larven und Eier schädlicher Insekten und allerlei Gewürme vernichtet.

Die zweckmäßigste Düngung für Spargel ist folgende: Man düngt den Spargel im Herbst pro Morgen mit 5 Ztr. Kainit oder Natronsalz (Sylbinit) und 2-2½ Ztr. Superphosphat, und im Frühjahr mit 1 Ztr. Chilisalpeter und 3 Ztr. Kainit, so zeitig als möglich ausgebreitet, und nach Beendigung des Stachens mit nochmals ½ Ztr. Chilisalpeter. Mit diesem Dünger sollen große Erfolge erzielt worden sein. Vor allem ist auch die Qualität des Spargels durch diese Düngung eine ausgezeichnete, das Gemüse wird zart, weiß, süß und wohlgeschmeckt.

Der Kalk ein vorzügliches Reinigungsmittel für Säuer. Man verwendet eine niedere, offene Kiste und streut in diese etwa drei Finger hoch Kalkstaub, mit Asche oder besser mit Torfmull vermischt. In diesem Staubbad pudeln sich die Säuer sehr gern. Daselbst schützt gegen Hühnerläuse, Federmilben, Kalkbeine usw. Der äußerst feine Kalkstaub verteilt sich über den ganzen Körper und setzt sich besonders an den Viehklingsplätzen der Milben, an der Wurzel der Federn und unter den Weinschuppen fest. Für brütende Tiere darf dieses Staubbad als eine Notwendigkeit bezeichnet werden, da sie sonst ihr Ungeschiefer sofort auf die Küden übertragen.

Allerlei.

Ueber Kleiderkultur äußerte sich der Mannheimer Hoftheater-Intendant Dr. Gagemann in der Gesellschaft für ästhetische Kultur in Frankfurt a. M.: Die jetzige Frauentracht mit der künstlichen „Taille“ und der Zerteilung des Körpers schädigt vor allem die Gesundheit, dann aber ist sie ethisch nicht einwandfrei, da sie die Körperteile der Geschlechtsphäre besonders her-

„Dass wir den wahren Täter entdecken, sofern er nicht faktisch mit demselben identisch ist.“  
 Ein lauter Atemzug entströmte ihrer Brust, dann sagte sie leise:  
 „Nun wohl, ein Unschuldiger soll nicht für mich leiden. Seine Hochherzigkeit beschämt meine Feigheit, er soll keine Undankbare verpflichten. Ich bekenne mich schuldig!“  
 „Also doch, Fräulein von Mednau?“  
 Sie ließ kummervoll ihr Haupt auf den Busen sinken.  
 „Erscheint Ihnen das nach allem, was gegen mich an den Tag gekommen ist, so seltsam?“  
 „Und warum haben Sie es getan, warum haben Sie einen Mann getötet, dem Sie freiwillig Ihre Hand zum lebenslänglichen Bunde geboten?“  
 „Vielleicht, weil ich zu spät fühlte, daß ich nie die Seine zu werden vermöge.“  
 „Das genügt nicht —“  
 „Nicht? Ergründen Sie ein Herz —“  
 „Es muß noch ein Umstand hier mitsprechen, den ich mich seit Tagen vergebens zu erraten bestrebe, ein Etwas, das nur Sie zu erklären im Stande sind.“  
 „Ich weiß von keinem. Genügt Ihnen nicht mein Bekenntnis?“  
 „Nicht, wenn es in dieser lakonischen Weise abgelegt wird. Vollen Sie denn Ihre Beichte, berichten Sie mir alles, was Sie gedacht und getan, wie Sie das Unausprechliche über sich gewannen, es vollbracht —“  
 Sie zögerte, bevor sie kaum verständlich erwiderte: „Ich kann nicht, jetzt nicht. Gönnen Sie mir Zeit und Ruhe, ich muß erst zu mir selbst kommen. Noch habe ich mich in meine Lage nicht gefunden — mein ganzes Innere fieberd und krank — morgen will ich Ihnen alles enthüllen.“  
 „Ich kann, darf Sie jetzt nicht schonen, Fräulein — es ist eine unerhörte Tat geschehen und drängt zur Sühne — unschuldige Menschen sind ihrer Freiheit beraubt.“  
 (Fortsetzung folgt.)

## Vom Fels zum See.

Von Anton Hendrich

I.  
 So geradewegs draußlos in eine fremde Welt zu gehen, ohne zu wissen, wo und wann man ankommt, das ist halt doch einer der größten Genüsse beim Reisen. Man trinkt in vollen Zügen das schöne Gegenwärtige um sich herum und kümmert sich nicht um die ungewisse Zukunft der nächsten Stunden. Ist einem das Glück besonders hold, so schickt es uns einen Voten in Gestalt eines mächtigen Bauernrechtsthes oder eines botanifizierenden Professors, die einem dann schon das Nötige sagen. Diesmal war es ein alter Kutscher, der den Stellwagen im Brandnertal von Vires bis Bürserberg mit zwei Vorspanngäulen auf dem steilen Karrenweg begleitete. Ich war unterwegs aufgefressen und suchte aus dem Koffelentker herauszubekommen, wie weit es noch bis Brand sei, wie viele Gasthäuser es dort gäbe und welches er mir am meisten empfehlen könne. Der alte weisbärtige Knabe stellte sich den zwei ersten Fragen gegenüber taub und beantwortete die letzte mit den Worten: „Mir bringet sie alle zum Kegele!“ Da war kein Zweifel. Das war mein Schicksal. Der Ton, in dem die Worte gesprochen wurden, erstikte jeden Versuch eines Widerstands im Entstehen. Wir, d. h. ein paar Mitreisende und ich, wurden einfach „zum Kegele“ gebracht. So stand es in den Sternen geschrieben. Ein Herr, dem ich die Sache einige Tage später erzählte, wunderte sich, wie man sich von so einem Kerl, einem Kutscher, beeinflussen lassen könne, und fragte mich, ob ich denn keinen Wädel besäße. Als ich ihm mitteilte, ich besäße zwar einen solchen, schlug er ihn aber nie auf, weil ich eben gern anders reise, sah er mich ängstlich an und mied mich von da an, wie einen, mit dem es nicht ganz richtig ist.

So wurde ich denn durch hellgrüne Lärchenwälder, an frommen, von mächtigen Linden überschatteten Kapellen vorüber, zwischen fastigen, mit braunen Häuschen überstreuten Matten hindurch in einem holperigen Stellwagen zum Kegele gebracht. Acht Tage wollte ich bleiben. Sieben Wochen sind geworden.

Man sieht beim Willkürigen im Gasthaus. Beim Kegele. Es sind viele hungrige Menschen da, leicht beschulte Wienerinnen, schwer genagelte Hochtouristen, erste Geheimräte und fröhliche Zeitungsschreiber. Die Mädchen kommen mit den schweren Platten nicht recht vorwärts. Erstens, weil es ihrer zu wenig sind, und zweitens, weil die hungrigen Hochtouristen sich dem Inhalt der Platten zu lange widmen. Die Höflichkeit zehrt. Einige Herrschaften geben ihrer Ungeduld Ausdruck. Die alte Wirtin, die Frau Kegele senior mit ihren scharfen kleinen Augen und ihren feinen Ohren, erkennt sofort die Situation. Und sie hilft ab. Sie stellt sich mitten in den Saal, schaut die Beschwerdeführenden verwarnend an und spricht: „Ja, ich han jetzt g'meint, das sollt alles sin wie ein grohi Famili? Reicht enander 's Gmüß, gebt euch d' Platte, helfet e bigele mit, denn wird's scho gol!“ Die Anrede half. Die einen lachten von Herzen, die anderen etwas sauerfüß, aber alle fanden, daß die Frau Kegele eigentlich recht habe. Nur ein Herr aus Danzig schüttelte erstaunt den Kopf und versicherte, daß ihm so etwas noch nie vorgekommen sei.

Die Leute im Brandnertal sind noch Alemannen. Ganz reine Alemannen. Drüben, jenseits der Zimba, im Montafoner Tal, wohnen schon die Rhätoromanen. Als ich noch ein Bub war, da las ich im Spätherbst jeden Jahres im Amtsverköndiger des Heimatstädtchens die Anzeige: „Der Tiroler Krautschneider ist wieder da, und wohnt beim Kübler Stiefpater.“

Was hab ich mir nicht alles zusammengeträumt, von einem schönen Land und kühnen Menschen, wenn ich den „Tiroler“ mit seinem langen schwarzen Schnauz, seiner Adlersfeder am Hut und seinem Krauthobel auf dem Rücken durch die schlechtgepfasterten, krummen Straßen schreiten sah! Und doch! „Man denkt sich mit aller erhöhenden und verschönenden Imagination das Wahre nicht“ — so schrieb Goethe einmal an Frau von Stein. Das Montafon, wo die Krautschneider herkommen, das Brandnertal, das ganze Vorarlbergerland ist so unendlich viel schöner, als es nun die ganzen Jahre hindurch die Phantasie in mir aufgebaut und ausgemalt hatte. Der Reichtum herrlicher Bäume mildert überall den Ernst des Hochgebirgs. Das Montafon ist ein einziger grünlicher Obstgarten. Im Brandnertal schmücken mächtige Eichen, breitstammige Ahorne, helle, hohe Buchen und zierliche Birken die Ufer des weißschäumenden Alvier. Und die durch dunkelbelaubte Äste grühenden Gletscher und Schneegipfel verklären nur das liebe Bild. Ein stilles glückliches Leuchten liegt an hellen Sommertagen über Tälern und Höhen. Und was schön ist im Vorarlbergerland, das findet sich am geläutertsten im Brandnertal. Vom weißblauen Fluß durchrauscht, mit trohen, braunen Hütten geschmückt, ist das grüne Alpental gegen Süden wie verriegelt durch den massigen hölzernen Wollentopf, der, ein eifersüchtiger Riese, die Eisföhnheit der Seesaplana zu verbergen sucht. Aber dahinter und darüber leuchtet doch das glühende Krongeschmeide der gleichermächtigten Schönen. Nach Norden zu ist das Tal leicht verschlossen durch die Gernsreife mit ihrem blauen leichtgezadeten Steinbladem. Wenn die Abendsonne sie mit einem blakroten Schimmer überhaucht, dann steht sie aus wie ein Symbol der Freiheit, der Freiheit, die auf den Bergen wohnt. Im dunkeln Tal aber liegt dann ein unsagbarer tiefer Friede, der durch des Alviere's leises Rauschen noch seine Weiße erhält.

### Am Lünerrsee.

Wenn man von Brand mit seinem weißen hohen Kirchturm an den wüsten Schutthalden der Seesaplana vorüber und durch das grüne Krummholz der Legföhren über den „Höfen Trift“ hinauf zur Douglasshütte steigt, dann erlebt man auf der Jochhöhe unversehens eine große Ueberraschung. Mitten in der scherbigen Schale des Hochgebirgs, von steilen Ufern umhordet, liegt über allen Klaffen einsam und still ein See. Zuerst sind die Augen nicht empfänglich für seine Schönheit. Die grandiose Verlassenheit des trohen flüssigen Elements in dieser Felsenwüste preßt einem fast das Herz zusammen. Was für eine Farbe hat nur dieses Wasser? Alle und keine. Du gehst über seine heißen Ufer auf schmalen Pfad; du liegst zwischen hellen Felsblöden im niedern Gesträuch der Alpenrosen; du wanderst an dem flachen, kessigen Südufer um ihn herum — und kannst die Augen von seinem Spiegel nicht lassen. Aber langsam wirkt du das Wunder inne, das er verbirgt.

Der Lünerrsee ist der Gespieler der Winde und der Wolken, der Felsen und der Matten, der Sonne, des Mondes und der Sterne. So wie es ihnen gefällt, so wandelt sich sein Zauber-  
 Spiegel. Die weißen Kalkfluten der Kirchlispiken mit ihren ein-

gen Augen und schreien, was schreien können, und wenn man ihnen die Gafaltloch, die aufgedichteten Steinbüchse, der Mitteralp, das trostlose Chaos der Raubwaden, wie die blumenbesetzten Grasländer, sie alle wollen sich spiegeln im See und doppelt schon ihr Bildnis wiedersehen. Die weißen ziehenden Wolken und der blaue Himmel nützen auch nicht zu kurz kommen. Aber der Wind, der übermütige Gefelle, macht all dieser schönen Einzelheit gern einen Strich durch die Rechnung, jagt tausend kleine Wellen über den Spiegel — und vorbei ist's mit aller Herrlichkeit. Ich aber sitze auf einem Stein und sehe diesem Spiel von Wolken, Himmel, Felsen und Wasser ruhig zu.  
 Tiefblau, so blau, als ob alle Enziane ihr Leben und ihre Farbe dem See dahingegen hätten, und glatt wie Atlas liegt der See. Ein flüßiges, smaragdgrünes Wand umschlingt ihn. Hell violette und dunkel purpurne Schattungen huschen über ihn hin und himmelblaue Lichter glänzen wie kleine Inseln darin. Ganz im Hintergrunde, wo die grauen Felsen steil aus dem Wasser steigen, liegt eine tiefmalachitgrüne, halbmondförmige Fläche, leuchtend trotz all ihrer Farbentiefe. Um das helle Kalkriff, das aus der Mitte des Wassers ragt, reihen sich dicht nebeneinanderliegende Ringe vom hellsten Smaragd bis ins satte Dunkelviolett. Am rechten Ufer durchschneiden zitternde goldbraune Lichtfäden staubblaue Spiegel. Gegen das linke Ufer hin ist es, als ob das Wasser große Perlmuttertäfelchen nachbilden wollte. Plötzlich entstehen tiefblau glänzende Flecken in ihnen. Die Perlmuttertäfelchen werden wie Augen schwimmender Pfauenfedern. . . .

Da verschwindet das ganze Zauberspiel. Delig glatt und ohne bestimmte Farbe liegt auf einmal der See, und nur breite Nistfledern mit stummenden Sonnentupfen bringen noch Bewegung in das Bild. Am Himmel wird es grau, und ein heftiger Wellenschauer geht über die Fläche. Der Wind bläst von Süden her. Lange Ketten von Luftblasen, wie große Perlenstränge, jieren das drohend aussehende Gewässer. Der Föhn setzt ein. Die Wellen fliegen und weiße Schaumtrüben rollen dahin. Ein Sturm naht. Aber sorglos tanzt über all dem Gisch ein weißer Schmetterling durch die sahle stürmische Luft.

## Aus allen Gebieten.

### Kunst und Wissenschaft.

**Esperanto auf der Bühne.** Die Schar derer, die überzeugt sind, daß Esperanto einst die Weltsprache werden kann, nimmt stetig zu. Dem entsprechen die Bemühungen der Esperantostandhänger, sich aller Gebiete, besonders der Kunst, zu bemächtigen. Jetzt fangen sie gar an, dramatische Werke ins Esperanto zu übertragen und haben auch eines bereits zur Aufführung gebracht. Sie müssen sehr lustige Leute sein, die Esperantisten, denn ihre Wahl ist auf das Vaudeville Tristan Bernards Das Englische, wie man es spricht, gefallen, und die Uebersetzung von Octave, einem Stück von Mirane und Geroule, das im vorigen Winter Paris entzückt hat, ist im Gange. Es wird wohl nicht mehr lange dauern, bis wir Shakespeare und Goethe im reinsten Esperanto auf der Bühne hören werden!

### Körperkultur.

**Reine Hände.** Im klassischen Altertum bestimmte das Schönheitsgefühl den Griechen und Römer zur Reinhaltung des Körpers. Bei Völkern des Orients, so beim jüdischen Volke und den Mohammedanern, gingen die mehrmaligen täglichen Waschungen lediglich aus hygienischen Ursachen hervor und wurden mit dem Ritus verflochten. Es sollte durch sie die Reinheit der Seele angedeutet werden. Von dem alten jüdischen Kultgebrauch stammt auch die christliche Taufe her, die gleichfalls den Adel der Seele ausdrücken soll. Im Islam haben die rituellen Waschungen des Körpers heute viel von ihrer eigentlichen Bedeutung verloren, denn Reisende erzählen zum Beispiel, daß der heilige Brunnen in Mekka, wo der Moslim nach dem Gebete sich auch äußerlich reinigt, um die innere Heiligung dadurch anzudeuten, einer Schmutzschale gleiche. Reinlichkeitsbedürfnis war von jeher das Zeichen eines kulturell höher stehenden Volkes. Während der Chinese im allgemeinen höchst unsauber ist, zeichnet sich der Japaner durch große Reinlichkeit aus. Ein ähnlicher Unterschied findet sich auch zwischen der slawischen und der deutschen Hausfrau. Reinliche Menschen haben so oft als möglich den ganzen Körper. Am meisten aber werden die Hände gewaschen. Sie

angibt uns stets, wie mögen im Zimmer, im Hofe, auf der Straße oder im Felde sein. Infolge der natürlichen Fäulnis der Hand bleibt er an dieser fest. Nun ist aber der Schmutz ein guter Träger und Verbreiter vieler Gefahren und Krankheiten. Wird ein wenig Staub unter das Mikroskop gebracht, so wimmelt das Gesichtsfeld von kleinsten Lebewesen, den Bakterien.

Das wirksame Reinigen der Hände ist nun, wenn man es nach den von Dr. Fortis in der Deutschen Vierteljahresschrift für öffentliche Gesundheitspflege gegebenen Vorschriften betrachtet, keine so einfache Sache. Um zu verhindern, daß durch einen Händedruck oder die Berührung eines unsauberen Gegenstandes mit den Händen ansteckende Krankheiten oder Vergiftungsstoffe auf den menschlichen Organismus übertragen werden, wäre es unbedingt erforderlich, die Hände möglichst keimfrei zu machen. Das Vorbild in diesem Bestreben bietet der Arzt. Vor vierzig Jahren konnte kein Chirurg für den glücklichen Verlauf einer Operation die Garantie übernehmen, weil stets Eiterungen und Wundfieber zu befürchten waren. Heute ist das anders geworden. Unsere Kliniken sind, was Sauberkeit anbelangt, geradezu vorbildlich für die Außenwelt. Der Operateur und das Hilfspersonal haben die Pflicht, zuvor eine Viertelstunde lang die Hände mit Seife, Bürste und heißem Wasser gründlich zu bearbeiten. Alsdann zieht der Operateur Gummihandschuhe an, um zu verhindern, daß Staub an seine Hände kommt. Die Instrumente werden gewaschen und sterilisiert. Die Wunde wird mit den Instrumenten und der Verbandgaze berührt. Auf diese Weise werden Wundfieber und Eiterungen zur Unmöglichkeit. Wenn die Hygiene ferner mit der äußersten Strenge auf die Gewerbe achtet, die einer Uebersetzung von Krankheiten durch Bakterien geradezu Vorhieb leisten, so ist das sehr berechtigt. Das ist der Fall bei Barbieren, Heilgeschiffen, Köchen, Fleischeren, Bäckern, Gastwirten und Kellnern. Für die Angehörigen dieser Berufe sollte der Chirurg ein Vorbild der Reinlichkeit sein. Die Sitte des Handschuhtragens, die sich immer mehr bei uns einbürgert, hat den Vorteil, daß die Hände möglichst vom Staube ferngehalten werden. Auch ist es kein Luxus, wenn in Fleischergläsern die Fische mit Marmorplatten und die Gemüse mit Glascheiben belegt werden. Diese dienen dem Reinlichkeitszweck. Der Ausdruck, daß ein freundschaftlicher Händedruck der feierliche Austausch von Millionen Bakterien ist, hat leider Aussicht, noch lange wahr zu bleiben.

### Medizinisches.

**Die Beseitigung von Narben.** Es gibt Fälle von Narbenbildungen, die für den Betroffenen von höchst unangenehmer Art sein können, weil dadurch gleichzeitig eine Zusammenziehung der Haut erfolgt, die unter Umständen den Gebrauch eines Gliedes verhindern oder doch wenigstens bedeutend erschweren kann. Das ist vor allen Dingen bei solchen Narben der Fall, die durch Verbrennungen oder weitgehende Verätzungen entstehen, wie sie bei unserer heutigen Industrie in den verschiedensten Zweigen vorkommen können. Es ist daher von Wert, daß der Arzt nach der Veröffentlichung von Dr. Sirtler in der „Medizinischen Klinik“ seit kurzem ein Mittel besitzt, das imstande ist, ein Weichenwerden der Narben und damit eine Dehnung des Narbengewebes herbeizuführen. Das ist das Hydrolysin, das zu diesem Zwecke in das Narbengewebe eingespritzt wird. Bei entsprechender weiterer Behandlung scheint es dann in der Tat zu gelingen, die durch die Narbenzusammenziehungen verursachten Beschwerden zu beseitigen, was eine wahre Wohltat für die davon Betroffenen ist.

### Gesundheitspflege.

**Gesundheitsexamen vor der Ehe.** Wiederholt ist auf verschiedenen größeren Kongressen, die sich mit dem Gesundheitswesen und der Vorbeugung von Krankheiten beschäftigten, die Rede davon gewesen, daß in Bezug auf die Verbreitung von Krankheiten durch die Ehe schärfere Maßregeln ergriffen werden müßten. So hat man z. B. daran gedacht, eine zwingende Untersuchung der angehenden Eheleute, namentlich auf Geschlechtskrankheiten hin, stattfinden zu lassen, da es leider viele Männer gibt, die die Gewissenlosigkeit besitzen, zu heiraten, obgleich sie noch nicht völlig von einer derartigen Krankheit hergestellt sind. Aber auch andere Leiden, wie z. B. Tuberkulose, könnten für den Arzt die Ursache abgeben, von einer Heirat abzuraten, während andererseits einer der beiden Teile bei gering-